



*Der Zoodirektor erzählt*

# *Der Zoodirektor erzählt*

Von Dr. Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

12. Folge

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Preis 75 Pfennig

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union

III-9-19 It 7177-59 12640

Aufnahmen:

Dr. Wolfgang Ullrich; Gotthart Berger; Franz Mierswa; Peter, jun.

Inhalt Der Schleierfisch — verkannt und doch so interessant  
Zu Besuch bei Chi-Chi  
Wie der Bambusbär entdeckt wurde  
Aus unserem Afrikatagebuch

## ***Der Schleierfisch - verkannt und doch so interessant***

*Franz Dünnebier, Leiter des Aquariums im Dresdner Zoo*

In jedem Zoologischen Garten ist naturgemäß ein fortwährendes Kommen und Gehen. Nicht nur, daß Tiere neu gekauft oder eingestellt, daß Tiere geboren und aufgezogen werden, um gegebenenfalls als wertvolle Tauschobjekte zu dienen, nein, trotz aller Sorge und Mühe hält auch der Tod seine Ernte unter den oft recht empfindlichen Pfleglingen. Und so ist es auch im Aquarium eines Zoologischen Gartens. Stets aber wird man im *Dresdner Aquarium* ein Becken mit Schleierfischen sehen. Es ist für mich als derzeitiger Leiter dieses Aquariums gleichsam eine Selbstverständlichkeit, unseren Besuchern diese Fische in möglichst guten Exemplaren zu zeigen. In meiner langen Laufbahn als Aquarianer, immerhin weit über 40 Jahre ungerechnet der Kinderzeit, in der ich auch schon heimische und exotische Fische pflegte, spielte der Schleierfisch stets eine große Rolle, und gerade ihm und seiner Zucht habe ich viele beglückende und erkenntnisreiche Stunden zu verdanken.

Ich habe nie verstehen können, daß man in Aquarianerkreisen, vor allem von den Jahren um 1930 bis in die heutige Zeit hinein, sich bewußt von ihm abwendete, ihn als „Scheusal, Mißgeburt, Krüppel, Sünde wider die Natur“ verschrie und diejenigen, die sich mit ihm befaßten, als rückständig ansah oder mitleidvoll belächelte. Wenn ich mich mit Besuchern, gleich ob Aquarianer oder Laien, unterhalte, dann muß ich mich immer wieder wundern, mit welcher grenzenlosen Unkenntnis die meisten Menschen diesem Fische gegenüberstehen. Deshalb ist es angebracht, wenn ihm ein kurzes Kapitel gewidmet wird.

Der Schleierfisch kann auf eine lange Vergangenheit zurückblicken. Seine seltsame Gestalt zeigt uns, daß er sich in der freien Natur nicht behaupten könnte und immer unter der pflegenden Hand des Menschen gestanden haben muß. Seine Heimat ist China, wo er schon vor Jahrhunderten aus

dem Goldfisch gezüchtet wurde. Die Chinesen, später auch die Japaner, befaßten sich intensiv mit der Zucht dieser Fische und erzielten eine große Zahl von Rassen, die bis in unsere Zeit hinein um neue Formen vermehrt wurden. Die meisten Rassen sind bei uns nur durch Fachbücher bekannt geworden. Wenige haben den Weg zu uns gefunden; denn es gibt Gestalten dabei, die unserem Schönheitsempfinden durch ihre Absonderlichkeit nicht entsprechen. Man muß bei der Beurteilung dieser Fische aber berücksichtigen, daß weder die Chinesen noch die Japaner Aquarien aus Glas kannten, wie sie bei uns hergestellt werden, sondern die Fische in kleinen Teichen, in flachen Schalen und anderen Gefäßen pfl egten und sie deshalb nur von oben betrachten konnten. Während der Goldfisch bereits im 17. Jahrhundert nach Europa eingeführt wurde, hielten die empfindlichen Schleierfische erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihren Einzug in unseren Erdteil.

In den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts kamen die ersten Schleierfische nach *Deutschland*. Japaner hatten auf diese Fische aufmerksam gemacht und nach mehreren, wahrscheinlich kostspieligen Fehlschlägen gelangte eine Anzahl Schleierschwänze — so hießen sie damals — in die Hände eines Mannes, der unter den Schleierfischkennern heute noch unvergessen ist, *Paul Matte* in Berlin. Dieser Züchter verstand es, durch kluge Auswahl und Beharrlichkeit im Laufe von Jahren eine Anzahl Schleierfische zu ziehen, die in Körperform und Flossenbildung die chinesischen und japanischen Formen bei weitem übertrafen und als „*Stamm Matte*“ Ausgangspunkt für die deutsche Schleierfischzucht wurden. Diese Fische standen hoch im Preise, und wer etwa gar ein Zuchtpaar erstehen wollte, mußte schon tief in den Geldbeutel greifen.

An der weiteren deutschen Schleierfischzucht hat unsere *Stadt Dresden* großen Anteil. Beim Aufblühen der Aquarienliebhaberei um die Jahrhundertwende entstanden hier *Züchtereien*, deren Namen auch *heute noch* in großem Ansehen, weit über Deutschlands Grenze hinaus, stehen. Es waren zwei Dresdner, die hervorragende Schleierfischzüchter wurden. Ich habe beide gekannt und viel von ihnen gelernt: *Paul Schäme* und *Theodor Liebig*. Die Züchtereie von Schäme besteht heute noch, obwohl der Bombenangriff am 13. Februar 1945 großen Schaden anrichtete. Aber sein Sohn *Werner Schäme* führt mit Tatkraft das Werk seines Vaters fort. Theodor Liebig und seine Züchtereie aber gehören seit Ende des zweiten Weltkrieges der Vergangenheit an.

Der zweite Weltkrieg *vernichtete* das beste Zuchtmaterial an Schleierfischen. Mir ist nach dem Kriege noch kein Schleierfisch wieder unter die Hände gekommen, der sich mit den damaligen vergleichen könnte und der nach den geltenden Regeln eine hohe Punktzahl erreichen würde. Nach 10jähriger Erfahrung beim Aufbau des Dresdner Aquariums im Zoo darf ich feststellen, daß auch die meisten unserer heutigen Aquarianer, von Laien ganz abgesehen, noch nie einen solchen Schleierfisch gesehen haben und sich deshalb gar kein Bild von hervorragend guten Hochflossern machen können.

Da der Schleierfisch als *auffallende Zuchtform* zu Beginn unseres Jahrhunderts starkes Interesse unter den Aquarianern fand und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, war es selbstverständlich, daß man ein *Idealbild* dieses Fisches aufstellte und *Bewertungsregeln* vereinbarte, die dann in 100 Punkten ihren Niederschlag fanden. Diese Bewertungsregeln sind heute

infolge der schon geschilderten Abkehr vom Schleierfische fast unbekannt geworden. Erst im Augustheft 1958 der Zeitschrift „Aquarien und Terrarien“ wurden sie veröffentlicht. Sie lauten:

Körperform .....	20 Punkte
Schwanzflosse .....	25 Punkte
Rückenflosse .....	20 Punkte
Brustflossen .....	10 Punkte
Bauchflossen .....	10 Punkte
Afterflosse .....	10 Punkte
Zur freien Verfügung .....	5 Punkte

100 Punkte

Wenn man diese Bewertungstabelle liest, kann man sich selbstverständlich noch kein Bild eines Hochflossers machen. Darum gehört zu diesen Punkten eine Erläuterung.

Der *Körper* ist nicht gestreckt wie bei anderen Fischen, sondern kurz, von *vollkommener Eiform*. Die *Höhe* soll drei Fünftel der Länge betragen. Der Rücken muß vom Kopf bis zur Schwanzwurzel eine schöne, *gleichmäßig gekrümmte* Linie bilden, die nach meiner Ansicht in gleicher Krümmung auch in den Schwanzflossen sich fortsetzen muß. Der *Kopf* ist kurz und breit und darf niemals spitz oder eingedrückt erscheinen. Von oben gesehen muß der Körper vollkommen symmetrisch sein. Auch die Bauchlinie muß die gleiche Krümmung wie die Rückenlinie haben, damit eine einwandfreie Eiform entsteht.

Die *Schwanzflosse* ist bis zur Wurzel in zwei Hälften geteilt. Beide Hälften müssen von jeder Seite gesehen genau einander gleichen. Die Flossenstrahlen sind weich und biegsam ohne die kleinste Verwachsung oder Verknorpelung. Die *Länge* der Schwanzflosse beträgt vier Fünftel der Körperlänge, ihre Breite in der Mitte gemessen die Hälfte der Länge. Am unteren Rande darf eine ganz gleichmäßige Ausbuchtung sein, deren größte Tiefe nicht mehr als ein Sechstel der gesamten Flossenlänge betragen darf. Die durch diese Ausbuchtungen entstandenen vier Enden dürfen niemals Zipfel sein, sondern müssen schöne Rundungen haben. Die Schwanzflossen müssen breit niederfallen und die beiden unter ihr liegenden Afterflossen auch von der Seite gesehen vollkommen verdecken. Die *Afterflossen* müssen getrennt aus dem Körper wachsen, halbe Schwanzflossenlänge haben und gut abgerundet sein.

Die *Rückenflosse*, ein besonderer Schmuck des Fisches, wird hochstehend getragen. Daher muß der erste Flossenstrahl hart sein, damit die hohe Flosse nicht kraftlos zur Seite fällt. Die vordere Höhe ist gleich der Körperhöhe, hinten halbe Körperhöhe. Die Länge des Flossenkammes entspricht der Körperhöhe. Dieser Kamm bildet eine gerade Linie.

Die *Bauchflossen* besitzen drei Fünftel der Schwanzflossenlänge. Ihre größte Breite entspricht der halben Länge. Sie müssen unten gleichmäßig rund, nicht spitz sein.

Die waagrecht getragenen *Brustflossen* haben die halbe Länge der Schwanzflossen und dürfen nicht eingerollt sein.

Jeder kann sich vorstellen, wie schwer es ist, einen Fisch, der sämtliche Merkmale einwandfrei besitzt, zu züchten. Ich habe aber Schleierfische, die diesem Idealbild sehr nahe kamen, bei den Herren Schäme und Liebig gesehen, und ich besaß Zuchttiere, die auch eine hohe Punktzahl hatten.

Es ist nicht verwunderlich, daß diese Fische teuer sind. Sind doch vor dem ersten Weltkrieg für einen Hochflosser 500 Goldmark geboten worden. Trotzdem hat der Besitzer sich nicht von diesem hervorragenden Zuchttier trennen können.

Es wird dem Leser auffallen, daß bei der Bewertung die *Farbe* des Fisches nicht besonders berücksichtigt worden ist. Dafür können die restlichen fünf Punkte in Anspruch genommen werden. Beschuppte Schleierfische erscheinen in mehreren Farben, vor allem in Goldrot, Rot und Weiß, während unbeschuppte meist mehrfarbig sind.

Wertmäßig ist die Farbenreihe: Schwarz, Gold, Rot, Schecke, Weiß.

*Schwarze Schleierfische* sind die *größten Seltenheiten*. In meinem langen Aquarianerleben habe ich nur *ein einziges Mal* einen schwarzen Schleierfisch gesehen und zwar bei Theodor Liebig. Es war ein zweijähriges Tier und dazu ein hervorragender Hochflosser, kurz ein Anblick, den ich niemals vergessen werde.

Zu erwähnen wäre noch, daß nur ausgefärbte und erwachsene Fische bewertet werden dürfen, also sie müssen etwa zweijährig sein.

Ich rechne bei einer Zucht von 1000 Stück — große Weibchen stoßen bis 2000 Eier aus — auf etwa 100 gute Fische, die also wirklich schöne Hochflosser werden. Unter diesen werden vielleicht 10 hervorragend gut und unter diesen, wenn es das Glück will, wird ein auserlesener guter sein. Das sind Zahlen, die nicht in jedem Fall zutreffen müssen, aber doch ungefähr das richtige Verhältnis angeben.

Interessant bei der Schleierfischzucht ist die Tatsache, daß *nicht* ein Fisch dem anderen gleicht wie bei den anderen Fischarten. Viel Zeit und Mühe macht das ständige sorgfältige Aussortieren. Aber auch viele Behälter, meist Betonbecken, werden benötigt. Wie groß aber ist die Freude, wenn sich dann einige Fische entwickeln, denen der *geschulte Blick* ansieht, daß es wirklich gute Hochflosser werden.

In jedem Frühjahr werden in zoologischen Handlungen junge Schleierfische angeboten, ein begehrter Fisch, der bei den Fischliebhabern — ich sage hier absichtlich nicht Aquarianern — sich großer Beliebtheit erfreut, solange die Fische klein sind. Was für *armselige* Gestalten werden da den unwissenden Käufern vorgeführt! Darum empfehle ich jedem, der sich für Schleierfische interessiert, sich zunächst einmal mit den *Bewertungsregeln vertraut zu machen*, ehe er kauft. Dadurch würden nämlich auch die Händler gezwungen, nur Jungfische in den Verkauf zu bringen, die nicht mit groben Fehlern behaftet sind und das würde sich auch auf die Züchter auswirken. Wird doch auch bei anderen Tieren Wert auf Rassetiere gelegt. Ich denke an Hunde, Katzen und Rassegeflügel. Ich möchte auch empfehlen, gute Schleierfische zu großen Tieren aufzuziehen. Dann erst zeigt sich die *wirkliche Schönheit* dieser Tiere.

Ein Schleierfisch muß trotz des ihn umwallenden Flossenwerkes *leicht und mühelos* schwimmen. Dann bietet er vollkommenen Genuß. Niemand wird von ihm verlangen, daß er wie ein Danio durch sein Becken schießt. Aber es ist ein prachtvoller Anblick, große hochflossige Schleierfische langsam durch einen entsprechend bepflanzten Behälter ziehen oder gleich großen exotischen Blüten zwischen grünen Wasserpflanzen stehen zu sehen.



Chi-Chi im Tierpark Friedrichsfelde

### ***Zu Besuch bei Chi-Chi***

Muß ich Ihnen erst erklären, wer Chi-Chi ist? Die Presse der Welt berichtete laufend von Chi-Chi. Der Rundfunk aller Länder sprach und spricht von Chi-Chi. Der Fernsehfunk zeigte Filme von Chi-Chi, gleich ob der Sender in Berlin, Moskau oder New York steht. Chi-Chi, die Bambusbärin aus den feuchten Nebelwäldern von Szetschuan, hat in wenigen Wochen die Herzen der Menschen erobert, die sie in Frankfurt am Main, im Tierpark Berlin-Friedrichsfelde, in Kopenhagen oder wo sie sonst noch ein „Gastspiel“ gab, besuchten. Wenn Tausende von ihr bezaubert werden, wie könnte ich mich dann dieser Wirkung entziehen. Ich gestehe es unumwunden ein, ich bin verliebt in Chi-Chi.

Jetzt werden Sie sich auch entsinnen, was die Presse berichtete: Chi-Chi, das kostbarste Zootier der Welt, lebte noch vor wenigen Monaten mit drei anderen Artgenossen im Zoo Peking. Der Tierhändler und Tierfreund Demmer aus Wien erwarb Chi-Chi im Tausch gegen ein Paar Giraffen, ein

Paar Nashörner, ein Paar Flußpferde und einen afrikanischen Elefanten, denn er hatte für Chi-Chi einen Interessenten, einen Zoo in USA. Bevor aber Chi-Chi Peking verließ, ging eine ihrer anderen Artgenossinnen nach Moskau. Sie war ein Geschenk von Mao Tse-tung an Chruschtschow. Es leben also zur Stunde in Gefangenschaft – wie häßlich und unzutreffend ist dieses Wort, ich möchte besser sagen, in liebevoller Obhut von Menschen, die in Bambusbären vernarrt sind – vier dieser reizenden Geschöpfe: zwei im Zoo Peking, einer im Zoo Moskau und einer auf Reisen, also keiner in einem Zoo in USA, denn bekanntlich hat die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika der kleinen Chi-Chi die Einreise verwehrt, weil sie aus Volkschina stammt, weil es eine Embargo-Bestimmung gibt und eben die USA ihre „Grundsätze“ haben gegenüber allem, was aus dem östlichen Teil dieser Welt stammt. So reist Herr Demmer mit seiner Gattin und der kleinen Chi-Chi von Zoo zu Zoo und zeigt jeweils drei Wochen lang Chi-Chi den Tierfreunden, die wahrhaftig – ich habe es mit eigenen Augen gesehen – zu Tausenden geströmt kommen, um die Bambusbärin zu besuchen. Sie fragen, warum Chi-Chi noch keine neue Heimat gefunden hat? Ich darf Ihnen verraten, daß sie 200 000 DM kostet.

Als ich am Gehege von Chi-Chi eintraf, regnete es in Strömen. Chi-Chi saß auf weichem Strohlagern in einer Ecke ihres Nachtlagers und kaute an einem Strohalm, den sie geschickt mit ihren Tatzen zum Mäulchen führte. Das war für ihren Pfllegevater ein Zeichen dafür, daß sie Appetit auf Bambus hatte, denn in den Wäldern von Szetschuan verspeisen die Bambusbären mit Vorliebe Bambus. Besonders die zarten Schößlinge und Triebe bevorzugen sie. Chi-Chi braucht also Bambus. Sie erhält auch noch Reis, grünen Hafer und andere pflanzliche Kost, aber Bambus muß sein, sonst ist der Stuhlgang nicht in Ordnung. Wo Chi-Chi bisher ihre Zelte aufschlug, überall hinterließ sie Botanische Gärten ohne Bambus. Auch der Dresdner Botanische Garten entrichtete seinen Obulus, denn als das Ehepaar Demmer den Dresdner Zoo besuchte, war es eine der ersten Fragen des Herrn Demmer: „Gibt es in Dresden einen Botanischen Garten?“ Frau Demmer erzählte mir, daß ihr Gatte eines Nachts plötzlich laut im Schlafe ausrief: „Pflanzt Bambus, große Felder mit Bambus!“

Jetzt muß ich Ihnen aber endlich Chi-Chi beschreiben. Sie ist zwei Jahre alt, hat einen für Bären auffallend langen Körper, der auf verhältnismäßig kurzen Beinchen steht, und einen riesigen, runden Kopf. Überraschend aber ist das Farbmuster ihres Felles: Die Beine sind schwarz und die Vorderbeine durch ein schwarzes Schulterband verbunden, die kleinen abstehenden Ohren sind schwarz und die Augen liegen mitten in zwei schwarzen Flecken. Der übrige Körper aber ist weiß. Es gibt auf der ganzen Welt kein Tier, das so spontan die Zuneigung von jung und alt auslöst wie Chi-Chi. Die molligsten und schönsten Spieltiere können an Possierlichkeit nicht mit Chi-Chi wetteifern. Selbst junge Löwen, die Lieblinge aller Zoo-besucher, oder Schimpansenkinder – das will viel heißen, wenn ich dieses Eingeständnis mache, denn ich liebe die Menschenaffen sehr – lösen nicht die Wirkung auf den Menschen aus, die Chi-Chi beim ersten Blick hervorruft. Ich hörte aus der Menschenmauer, die das Gehege von Chi-Chi umlagerten, laufend begeisterte Ausrufe: Reizend, süß, niedlich, herzig, zum Küssen, den möchte ich abwurschteln – der letzte Ausruf stammte von einem Sachsen – und viele andere aus dem Herzen kommende Liebesbezeugungen.

Chi-Chi aber kümmerte sich um die Menschen nicht. Sie ist es gewöhnt, daß Tausende von Menschaugen sie von früh bis spät anschauen, ihr während der Mahlzeit zuschauen und sogar in das „Schlafzimmer“ blicken, denn die schlafende Chi-Chi sieht besonders niedlich aus.

Aber jetzt habe ich genug von Chi-Chi geschwärmt, jetzt möchte ich noch etwas über die Entdeckungsgeschichte der Bambusbären berichten.

Zum ersten Mal wird der „weiße Bär“ in alten chinesischen Aufzeichnungen aus dem Jahre 650 erwähnt. Einzelheiten über „bei-shun“, wie die Chinesen den weißen Bären nannten, sind in diesem Bericht nicht zu finden.

## ***Wie der Bambusbär entdeckt wurde***

Die Entdeckungsgeschichte des Bambusbären ist mit dem französischen Lazaristenmissionar Armand David verbunden, der in den Jahren 1861 bis 1875 mehrere Reisen in das Innere Chinas machte und dabei bis Tibet und zur Mongolei kam. In seinen Büchern „Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'empire chinois“ und „Les oiseaux de la Chine“, die in den Jahren 1875 und 1877 erschienen, berichtet er auch von zahlreichen neuen Pflanzen und Tieren. Einige dieser Tiere tragen heute noch den Namen ihres Entdeckers. Dazu gehört auch der seltsame, in China ausgestorbene, aber aus den Beständen europäischer zoologischer Gärten in jüngster Zeit wieder in China eingeführte Peter-Davids-Hirsch.

Am 11. März 1869 wurde Armand David das Fell eines Bambusbären gebracht. Es ist verständlich, daß er den Chinesen bat, ihm noch weitere Felle dieses „sagenhaften schwarzeißigen Bären“, wie er ihn in seinen Veröffentlichungen nennt, zu bringen. Sein Wunsch ging schon bald in Erfüllung. Bereits nach zwölf Tagen wurde ihm das Fell eines erlegten jungen Bambusbären zum Kauf angeboten. Nach den Berichten der chinesischen Jäger fingen sie das Tier lebend, töteten es aber später, weil der Transport des lebenden Bärenkinds zu große Schwierigkeiten machte. Und weitere neun Tage später kam er in den Besitz eines weiteren Felles. Diese Häute kamen in das Museum von Paris, das noch ein fünftes Fell erhielt, dessen Herkunft aber nicht mehr feststellbar ist. Nach diesen Fellen und den Berichten des Paters wurde das Tier beschrieben. Der erste Europäer, der einen lebenden Bambusbären aus der Nähe betrachten konnte, war Dr. Weigold, ein Hannoveraner, der in den Jahren 1913 bis 1915 an der deutschen Südosttibetexpedition teilnahm. Viele Wochen lang war er auf der Spur dieses seltsamen Bären. Er folgte ihm durch die tunnelartigen Gänge hindurch, die der Bambusbär innerhalb seines Wohnbereiches im dichten, fast undurchdringlichen Bambusdschungel anlegt. Es ist nämlich nach Feststellungen des Tibetforschers Schäfer eine Eigenart dieser interessanten Bärenart, das Schlafgebiet von dem Nahrungsgebiet zu trennen. In den hochgelegenen Gebieten des Territoriums des Bambusbären sind die „Betten“, Lagerstätten in Felshöhlen, hohlen Baumstämmen und im dichten Unterholz, häufig, dagegen aber Fraßspuren selten zu finden. Die tunnelähnlichen Wechsel verbinden also die Betten untereinander, die mit Laub und Zweigen ausgepolstert sind. Wahrscheinlich schläft er dort tagsüber und wandert während der Nacht in die tiefer an den Berghängen



gelegenen Nahrungsgebiete, wo der Bambus dank des milderen Klimas üppig gedeiht, und deshalb auch die Lieblingsspeise des Bären, junge Bambusschößlinge, häufiger zu finden sind. Diese Gebiete scheint er auch nicht zu verteidigen wie sein Schlafgebiet, in das er außer während der Brunstzeit keinen Artgenossen hineinläßt. Weil diese Nahrung reich an Zellulose, an unverdaulichen Füllstoffen ist, muß der Bär verhältnismäßig große Mengen an Nahrung aufnehmen und auch häufig Kot abgeben. Deshalb sind die Wechsel der Bambusbären mit Kotballen übersät. Schäfer schätzt, daß ein erwachsener Bambusbär 50 bis 70 Kotballen innerhalb weniger Stunden abgibt. Als sich der Bambusdschungel lichtete, war es Weigold möglich, über ein tiefes Tal hinweg zu sehen, und er entdeckte etwa einen Kilometer entfernt in den Ästen einer Birke einen schwarzweißen Fleck, einen Bambusbären. Leider war keine Möglichkeit, das Tal zu überqueren. Eines Tages aber brachten Chinesen einen lebenden, leider sehr jungen Bambusbären in sein Lager. Obwohl sich Weigold sehr bemühte, gelang es ihm nicht, den Bambusbärensüugling aufzuziehen. Bei der Zusammenstellung des Expeditionsgepäckes hatte man an vieles gedacht, aber nicht an Gummisauger und Milchflaschen. So ging das kleine Bärenkind schon nach wenigen Tagen ein.

Im Jahre 1929 gelang es Kermit und Theodore Roosevelt, einen Bambusbären zu erlegen und den Balg nach Amerika zu bringen, wo er im Museum von Chikago aufgestellt wurde.

Aber auch das Interesse der zoologischen Gärten an einem lebenden Bambusbären wuchs. Nachdem es Smith gelang, in den Jahren 1930 bis 1932 einen Bambusbären zu schießen, hoffte er, auf einer weiteren Expedition im Jahre 1936 Bambusbären zu fangen. Wohl konnte er durch chinesische Jäger einen lebenden Bambusbären erhalten. Das Tier trat auch seine Reise nach Europa an. Aber ehe es seinen Bestimmungsort, den Zoologischen Garten in London, erreichte, starb es in Singapur.

## *Aus unserem Afrikatagebuch*

Der Abschied von Dresden ist mir nicht leicht gemacht worden. Dafür haben unsere drei Elefantendamen gesorgt. Schon seit längerer Zeit suchte „Birka“, die älteste der Elefantenkühe, Händel mit ihrer Artgenossin „Safari“. Trotzdem „Safari“ kräftiger und größer als „Birka“ ist, wurde sie wiederholt von ihr gestoßen. Am letzten Sonnabend im September kam die Vergeltung. Ich war in meine Wohnung gegangen, um unsere Koffer zu packen und hatte schon mehrfach Tropenanzüge, Kameras, Teleobjektive, Unterwäsche, Medikamente und die vielen anderen Utensilien aus den Reisetaschen in die Koffer und aus den Koffern wieder in die Reisetaschen geräumt, um die beste Verteilung der vielen Dinge vorzunehmen, als das Telefon klingelte. Der Obertierpfleger teilte mir aufgeregt mit, daß „Birka“ im Absperrgraben liegt. „Safari“ habe sie in den Graben gestoßen. Ich warf den Hörer auf die Gabel und rannte zum Tatort. In den wenigen Minuten, die ich brauchte, um zum Elefantenhaus zu kommen, schossen mir tausend Gedanken durch den Kopf: Hat sich „Birka“ die Beine gebrochen? In diesem Fall gibt es keine Rettung mehr. Liegt sie auf dem Rücken? Dann muß sie von der Feuerwehr mit dem Kran oder Flaschenzug herausgezogen werden. Hat sie innere Verletzungen? Sie ist nicht mehr die Jüngste. Die Tierärzte müssen verständigt werden. Als ich mich durch die Menschenmauer, die rings um die Freianlage der Dickhäuter stand, hindurchgezängt hatte, atmete ich erleichtert auf. „Birka“ lief im Graben umher. Ein Knochenbruch war somit ausgeschlossen. Aber sie blutete aus vielen Wunden, die zwar teils gefährlich aussahen, aber sich bei näherer Betrachtung als verhältnismäßig harmlos erwiesen. So konnten wir sofort an die Befreiung unserer „Birka“ gehen. Strohballen wurden herangeschafft und aufgeschichtet. Über diese Treppe sollte „Birka“ aus dem Graben steigen. Aber 60 Zentner sinken auch in einem fest zusammengepreßten Strohballen ein, und außerdem haben Elefanten große Angst vor einem schwankenden Untergrund. Immer mehr Strohballen wurden aufeinandergestapelt. Immer wieder versuchte „Birka“, zögernd ein Bein vor das andere setzend, auf den Strohberg zu steigen, aber sie mißtraute dieser Rettungsbrücke und stieg wieder — genau so vorsichtig — hinab. Noch mehr Stroh! Schließlich gelang es. „Birka“ stützte sich mit dem Kopf auf die Grabenmauer, setzte ein Bein auf den Grabenrand, zog das andere Vorderbein nach und stand mitten unter den zahlreichen Zuschauern, die sich respektvoll zurückzogen. Inzwischen waren auch die Tierärzte eingetroffen, und die erste Untersuchung konnte stattfinden. Die Diagnose beruhigte mich: außer einigen geringfügigen Wunden, besonders am Rüssel und an den Beinen, waren keine ernstlichen Verletzungen festzustellen. Wir und „Birka“ hatten Glück gehabt. Jetzt erfuhr ich auch, wie das Unglück passiert war. „Birka“ hatte am Graben gestanden, als plötzlich „Safari“ angerannt kam und „Birka“ rammte. „Birka“ verlor das Gleichgewicht und fiel in den Graben, wo sie einige Minuten still auf der Seite liegen blieb. Nachdem sie sich etwas von dem Schreck erholt hatte, machte sie die ersten Versuche sich aufzurichten, was ihr schließlich auch gelang. Am nächsten Tag war das linke Vorderbein geschwollen. Sie hatte Nahrung und auch Wasser verweigert und sich nicht zum Schlafen niedergelegt. Der geschwollene Fuß bereitete ihr offensichtlich Schmerzen, die jedoch nicht

erheblich sein konnten. „Birka“ war munter und unbelehrbar, denn sie setzte die Neckereien mit „Safari“ fort.

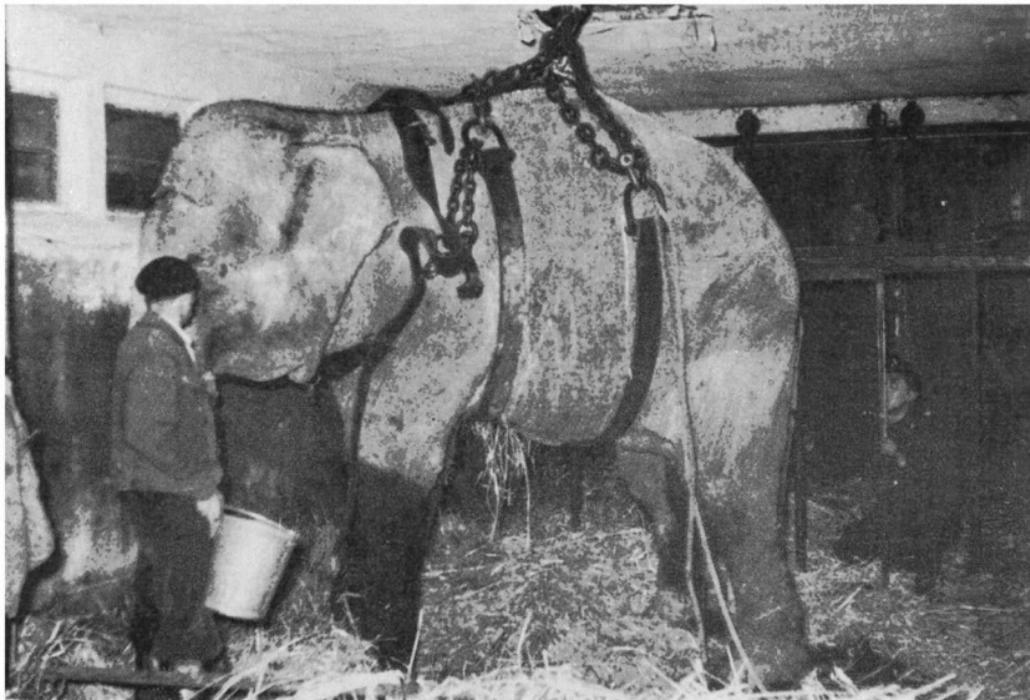
Auch der Arzt war mit dem Zustand seines Patienten zufrieden. Ich konnte also ohne mir Vorwürfe machen zu müssen meine Reise antreten.

Im Flughafengebäude von Rom drängen sich Menschen aller Nationen. Sie kaufen Postkarten und Andenken, sitzen an der Bar, geben Telegramme auf, laufen ungeduldig vor dem Ausgang hin und her und warten bis ihr Flugzeug aufgerufen wird. Mitten in dieser Unrast liegt ein Säugling. Seine Mutter hat ihn in einer Babytragtasche verpackt und auf einen Tisch gestellt. Er schläft. Jeder, der an diesem Tisch vorbeigeht, schaut lächelnd auf das Kind, tritt heran, vergißt einen kurzen Augenblick seine Ungeduld, lächelt auch den anderen Fluggast an, der ebenfalls den Säugling betrachtet. Menschen, die sonst achtlos aneinander vorbeigehen, die sich nicht kennen, verschiedenen Ländern und Völkern entstammen, begegnen sich mit einem freundlichen Blick, weil neben ihnen ein schlafendes Kindchen liegt. Und das Kind schläft trotz des Lärmes der Motoren, trotz des Lautsprechers, der fast aller Minuten Mitteilungen an die Passagiere der vielen verschiedenen Fluglinien gibt, die sich in Rom treffen.

Ich will die Schilderung der Flugreise von Frankfurt am Main nach Nairobi – mit den Zwischenlandungen in Zürich, Rom, Athen, Khartum – die ich bereits im vergangenen Jahr gegeben habe, als ich über meine erste

Birka, Safari und Carla vertrugen sich am Anfang sehr gut





Die Verletzungen an den Beinen bereiteten Birka große Beschwerden. Sie mußte in eine Hängevorrichtung gebracht werden

Afrikanerreise berichtete, hier nicht noch einmal wiederholen. Nur wenige Eindrücke sollen festgehalten werden, und der stärkste Eindruck vom Flughafen in Rom war das Kind in der Tragtasche.

18.40 Uhr haben wir Rom verlassen, und während ich diese Zeilen niederschreibe, befindet sich unser Flugzeug – es ist eine viermotorige Maschine – auf dem Wege nach Athen, das wir in  $2\frac{3}{4}$  Stunden erreichen sollen. In Rom hat das Flugpersonal gewechselt. Der neue Flugkapitän stellt sich durch den Lautsprecher vor, begrüßt seine Fluggäste, macht sie auf Napoli aufmerksam, das als ein Meer von Lichtern unter uns auftaucht, gibt die Flughöhe mit 4700 Meter an und wünscht eine angenehme Reise. Freundlich, zuvorkommend und immer hilfsbereit ist das Flugpersonal der SAS.

Wir blättern in illustrierten Zeitungen und erfahren auf diese Weise, daß der englische Arzt Dr. Adam im Verdacht steht, Witwen umgebracht zu haben, daß man in 10 bis 20 Jahren nach dem Mond fahren kann, daß Picassos Modell geheiratet hat und daß Lollobrigidia immer noch beliebter als ihre Filmrivalin Sofia Loren ist. Mehr als diese Nachrichten interessiert mich eine kurze Mitteilung über Dr. Grzimek, den Zoodirektor von Frank-

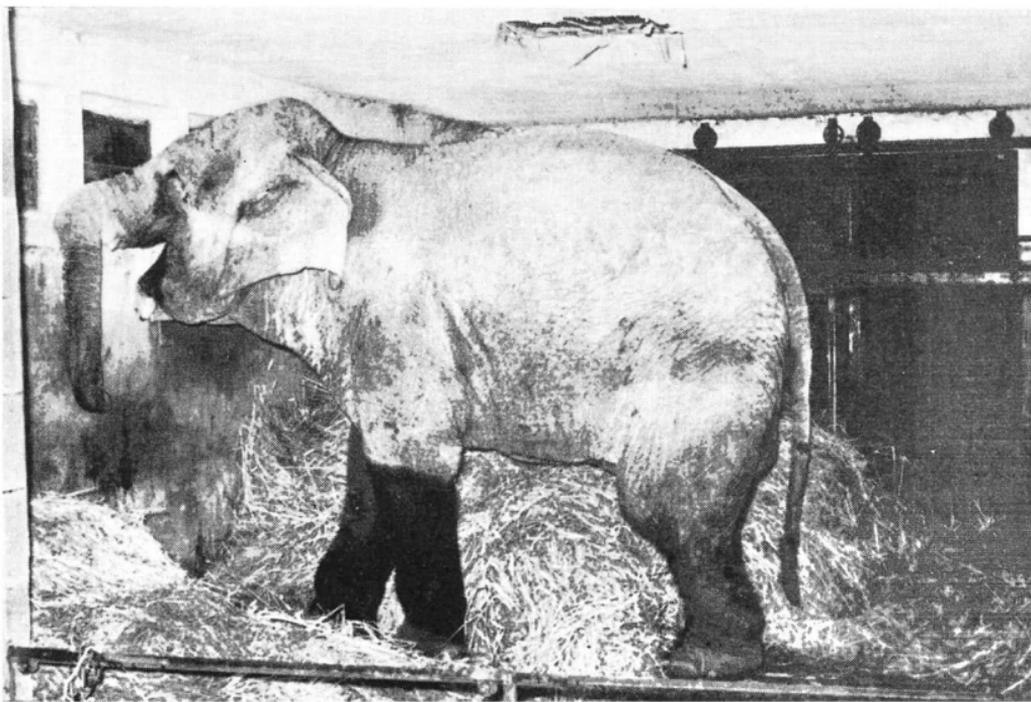
furt am Main. Er ist aus dem Allgemeinen Deutschen Automobil Club (ADAC) ausgetreten, weil die Monatsschrift „ADAC-Motorwelt“ einen Fortsetzungsbericht über eine Großwildjagd am Kongo veröffentlichte. Der ADAC reagierte mit einem Schreiben seines Generalsekretärs Dr. Fritz Junghans, in dem die Veröffentlichung des Artikels bedauert wird. Auf die Frage, ob er nun dem ADAC wieder beitreten wolle, antwortete Dr. Grzimek, er werde vorerst abwarten.

Immer mehr Stimmen werden überall in der Welt laut, die gegen die Großwildjagd sprechen. Eine der gewaltigsten ist die Anklage, die Dr. Grzimek gegen den Mord am Tier erhebt. Wir werden ihn dabei unterstützen.

Athen liegt hinter uns. Während der Nacht fliegen wir nach Khartum, wo ich mir ein paar ostafrikanische Schillinge einwechsle, denn englisches Geld wird in Ostafrika nicht gern genommen, obwohl es doch denselben Wert hat und in jeder Bank umgetauscht werden kann.

Wir haben die Vorhänge vor das Fenster gezogen, denn die heiße tropische Sonne brennt auf das Flugzeug herab, spiegelt sich auf den silbernen Tragflächen, die unmittelbar vor unserem Fenster liegen und blendet unsere Augen. In zwei Stunden werden wir in Nairobi landen, unsere neun Gepäckstücke der Zollkontrolle unterziehen lassen und mit einer Taxi zum Hotel fahren. Wir werden uns sehr beeilen, denn noch heute will ich meiner Frau Zebras, Antilopen, Giraffen, Strauße und wenn wir Glück haben auch Löwen in freier Wildbahn zeigen. Das ist nicht schwierig. Man mietet

Birkas Beine wurden mit Ichthyol-Salbe eingerieben. Mit dem Kopf stützte sich Birka, um den Druck ihres schweren Körpers zu verringern, auf den Fenstersims





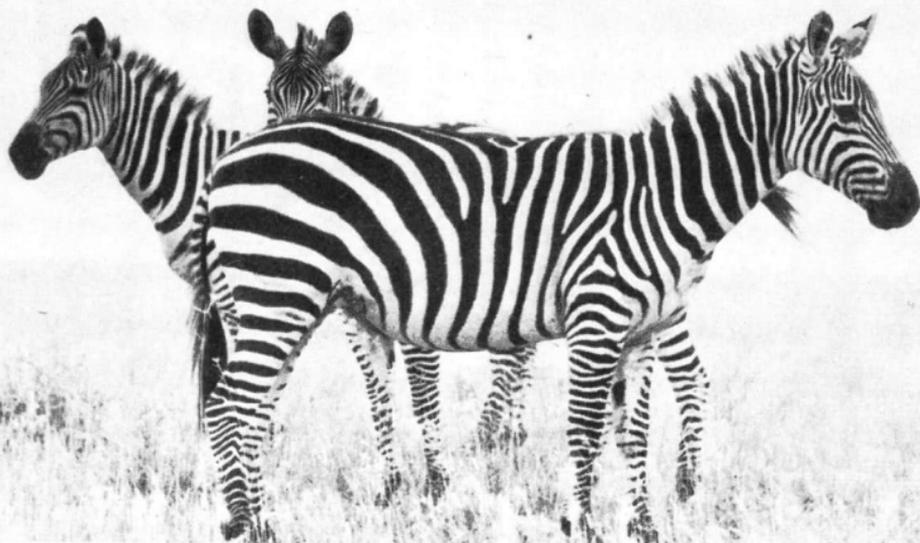
Der Marktplatz von Arusha liegt genau zwischen Kairo und Kapstadt

sich eine Taxi. Sie kostet für drei Stunden 70 Schilling. Mit dieser Taxi fährt man zum Nairobi-Nationalpark, der etwa 20 Minuten Fahrzeit vom Stadtzentrum entfernt beginnt. Dort wird man dann sofort das gewünschte Großwild sehen. Es läuft förmlich auf der Straße umher. Mit einem Zoo hat der Nationalpark nichts zu tun. Nur gegenüber der Stadt ist er abgezäunt, die anderen Seiten sind offen. Das Wild kann also kommen und gehen, es wird durch niemand und durch nichts daran gehindert. Die Wildhüter sorgen lediglich dafür, daß sich die Tiere im Park wohlfühlen, daß immer Salzlecken vorhanden sind und der Bestand an Raubtieren nicht überhand nimmt. Wir werden im Nationalpark auch filmen und fotografieren. Wir wollen allen Tierfreunden zeigen, wie paradiesisch Mensch und Tier zusammenleben können, wenn die Waffe zu Hause gelassen wird. Drei Neger nehmen unser Gepäck und tragen es zu einer Taxi. Ich frage sie, ob denn kein Bus zum Stadtzentrum von Nairobi fährt. Sie schütteln den Kopf. Aber neben der Taxi steht ein Bus! Wahrscheinlich bekommen sie für jeden Fahrgast, den sie zur Taxi bringen, Prozente. Ich will ihnen ein Trinkgeld geben, habe aber nur einen 20-Schilling-Schein. Ich frage, ob sie wechseln können. Natürlich können sie nicht wechseln. Wahrschein-

lich glauben sie, daß ich ein Greenhorn bin und ihnen den Schein gebe. Ich steige noch einmal aus der Taxi und wechsele den Schein. Dann drücke ich jedem einen Schilling in die Hand.

Wir sind im Torrs Hotel abgestiegen. Nairobi ist mit Fahnen und Fähnchen geschmückt. Prinzessin Margret wird in den nächsten Tagen erwartet. In den Schaufenstern der Geschäfte steht das Bild der englischen Prinzessin. In jedem Alter kann man sie sehen. Die Personen, mit denen sie während ihrer Afrikareise zusammenkommt, haben sich ärztlich untersuchen lassen müssen. In Arusha wird sie von einem Tierfänger zwei Zebras geschenkt bekommen. Wir gehen zur Reisegesellschaft „Overland“ und fragen, was eine Fahrt in den Amboseli-Park kostet. „Der Park ist geschlossen, die Prinzessin wird ihn besuchen.“ Ich frage nach dem Tsavo-Park. „Der ist auch geschlossen, vielleicht besucht ihn die Prinzessin auch“, erhalten wir zur Antwort. Dann mieten wir uns eine Taxi für den Nairobi-National-Park. Ich will doch mein Versprechen halten und meiner Frau noch heute afrikanisches Großwild zeigen. In 20 Minuten sind wir im Park und fünf Minuten später sehen wir die ersten Giraffen. Fünfzig Meter von uns entfernt stehen sie zwischen niedrigen Akazien. Kurz darauf begegnen wir Zebras, Gnus, Thomsongazellen, Hartebeest-Antilopen, Impalaantilopen, Wasserböcken und Pavianen. Ursula fotografiert ununterbrochen. Der Taxichauffeur fragt uns, ob wir auch zum Hippopfuhl wollen. Ja, wir wollen das Nilpferd sehen. Am Hippopfuhl stehen schon 30 Autos. Aber

Grantzebras in der Trockensteppe



das Nilpferd ist heute nicht zu sprechen. Dafür zeigt uns der Wildhüter, der dort den ganzen Tag steht und die Gäste auf schmalen Pfaden zum Besichtigungsflußpferd führt, ein großes Krokodil. 30 Kameras knacken. Das Krokodil wird fotografiert. Es sind so viel Menschen da, daß man sich förmlich anstellen muß, um das Krokodil zu sehen. Wir suchen noch die Löwen, aber finden sie nicht.

Auch die Fahrer der anderen Kraftwagen, denen wir hier auf Schritt und Tritt begegnen, haben keine Löwen gesehen. Unser Taxichauffeur fragt sie alle, ob sie wissen, wo Simba ist. Simba ist nicht da.

„Dieses Afrika ist mir zu bequem“, sagt Ursula. Ich tröste sie und verspreche ihr, daß es noch unbequem genug wird. Wir schlafen die erste Nacht in Afrika.



Ein gehörntes  
Chamäleon aus  
der Buschsteppe  
am Fuße des Meru

Ich möchte gern in den Kongo, zu den Pygmäen. Deshalb setzen wir uns noch einmal mit dem Autoverleih in Verbindung. Es ist möglich, wir können in den Kongo fahren. Auf meine Frage, ob die Reisegesellschaft auch Jagdsafaris macht, sagt der gebrochen deutsch sprechende Direktor – sein Großvater war Deutscher – daß er die Jagd nicht liebt. Ich drücke ihm die Hand. „Ich liebe die Jagd auch nicht.“

Am nächsten Tag fahren wir mit dem Bus nach Arusha.

Wie ich schon in meinen Berichten vom vergangenen Jahr geschildert habe, geht es durch weites Steppenland. Wie im Fahrplan vorgesehen, sind wir zum Lunch in Namanga, dem kleinen schönen Hotel am Fuße des Longido. Blumen und Blüten rahmen das Hotel ein. Ich benutze die Gelegenheit, die kleinen Honigvögel zu fotografieren, die an den Blüten einer Akazie naschen. Ursula entdeckt eine wunderschön gefärbte Agame (= Eidechsenart). Ihr Kopf leuchtet in orangeroter Farbe, während der Körper smaragdgrün ist. Ein unvorstellbar schönes Tier. Sie nickt ruckartig mit ihrem Köpfchen, als ich mich ihr nähere. Das Kopfnicken ist wahrscheinlich eine Drohbewegung. Aber damit kann sie nur ihre Artgenossen schrecken, nicht uns. Wir wollen eine möglichst umfassende Sammlung guter Farbaufnahmen von der ostafrikanischen Tierwelt zwischen Kilimandscharo und Meru zusammentragen. Dazu gehört auch die Agame.

Im späten Nachmittag treffen wir in Arusha ein. Arusha hat sich verändert. Die schmutzigen Hütten im Eingeborenenviertel haben einen neuen Putz bekommen und sind mit bunten Farben bemalt. Auch die anderen Häuser von Arusha sind renoviert worden, und die Straßen sind mit kleinen Fähnchen geschmückt. Prinzessin Margret soll nur Schönes sehen, wenn sie durch Afrika reist.

Im Arusha-Hotel begegnen wir alten Bekannten: Rolf Trappe mit Frau und Söhnchen sind da. Morgen will er uns abholen und nach Momella bringen, und in den nächsten Tagen wird er mit uns in die Serengeti-Steppe fahren. „Es gibt Löwen über Löwen. Ich fahre Sie auf fünf Meter an die Löwen heran. Sie werden staunen“, sagt er. Das sind ja gute Aussichten, denn Löwen wollen wir unbedingt fotografieren.

Als wir auf der Farm ankommen, berichtet uns Rolfs Frau, daß sie am vergangenen Abend mit ihren Kindern einen Spaziergang gemacht hat und dabei etwa 500 Meter von der Farm entfernt plötzlich auf Elefanten gestoßen ist. Sie standen hinter einem Felsblock, der am Rande der Straße liegt und waren deshalb erst zu sehen, als Frau Trappe um diesen Felsblock ahnungslos herumging. Plötzlich stand sie auf fünf Meter einem Elefanten gegenüber; der sofort die Ohren aufrichtete und ein ärgerliches Brummen von sich gab. Sie riß ihre Kinder zurück und rannte zum Farmgebäude. Auch die Elefanten waren erschrocken und zogen in die Bergwälder ab.

Die Tage, die wir auf Momella verbringen, dienen vorwiegend der Beobachtung der Guereza- oder Colobusaffen. Täglich gehen wir auf schmalen Pfaden in den Urwald hinein, um diese schönen Affen zu fotografieren, Aufzeichnungen über ihr Verhalten zu machen und ihre Futterpflanzen festzustellen. Außerdem wollen wir uns auf Momella etwas akklimatisieren, an das warme Afrika gewöhnen und die nächsten Safaris festlegen. Rolf Trappe wird uns kreuz und quer durch Steppen und Urwälder führen. Die erste Safari geht – das liegt bereits fest – in die Serengetisteppe, in das Löwengebiet. Eine zweite Safari soll uns zu den Elefanten und Fluß-

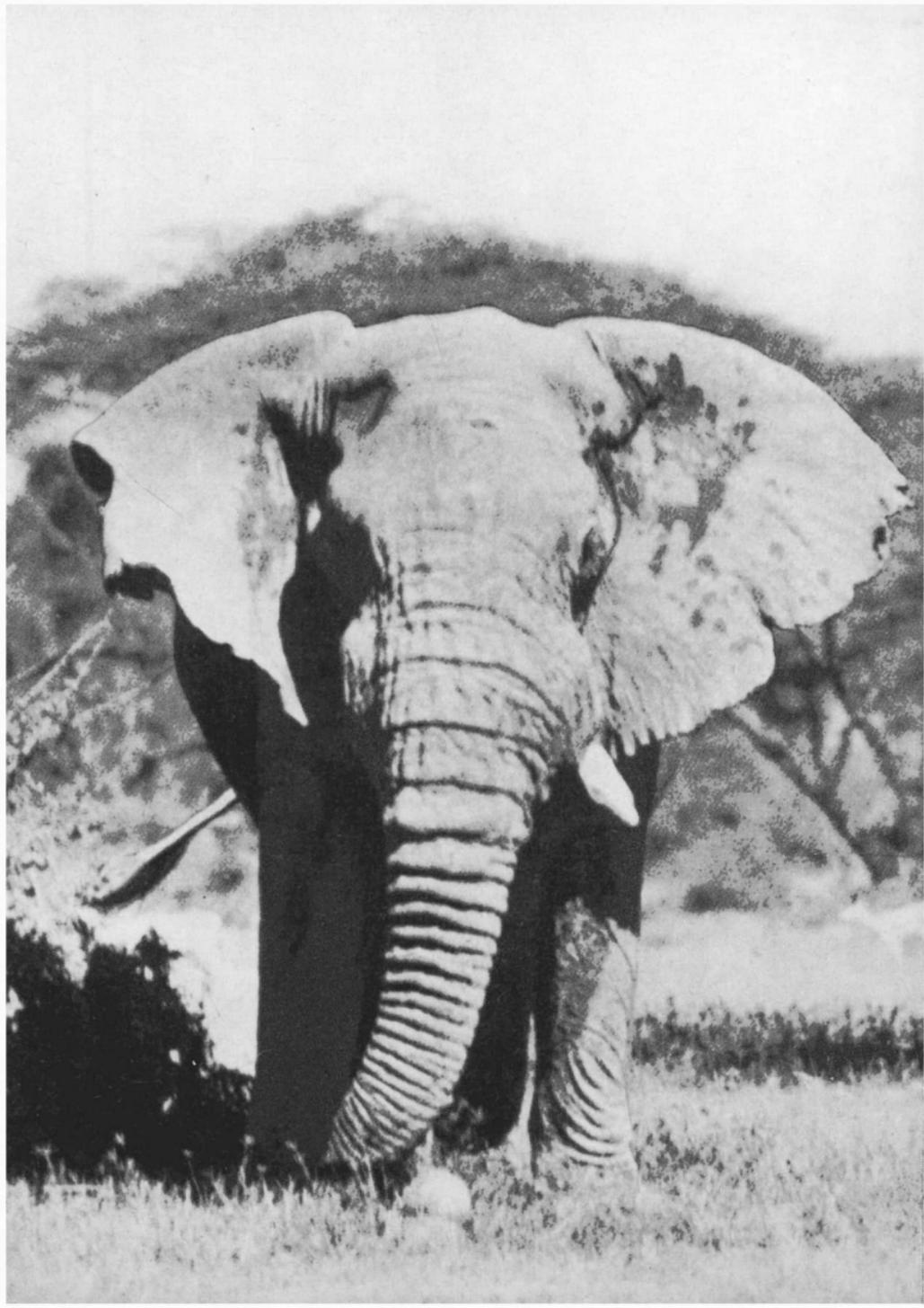
pferden von Tsavo bringen. Außerdem möchte ich gern zum Tanganjikasee fahren, denn dort gibt es Schimpansen. Sie sollen zwar sehr scheu sein, aber vielleicht habe ich das Glück, die Verwandten von Butschi, Dolly und Jacky – wie unsere Dresdner Schimpansen genannt werden – in freier Wildbahn mit der Kamera einzufangen. Bis zum Tanganjikasee müssen wir mindestens 5 Tage lang ununterbrochen mit dem Auto fahren. Der Weg führt durch Buschsteppe, die von der Tsetse-Fliege, der Überträgerin der Schlafkrankheit, verseucht ist. Vor wenigen Monaten war ein englischer Jäger dort, der nach seiner Rückkehr von der Schlafkrankheit befallen wurde und schnell mit dem Flugzeug in das Krankenhaus nach Nairobi gebracht werden mußte. Zwei Neger einer anderen Expedition in das Tsetse-Gebiet starben an dieser gefährlichen Krankheit. Wir müßten nach unserer Rückkehr unser Blut untersuchen lassen, denn der Erreger, ein tierischer Einzeller, lebt im Blut des Menschen. Aber noch eine andere Schwierigkeit tritt bei dieser Reise in das Schimpansenland auf. Am Tanganjikasee beginnt die große Regenzeit im November. Es könnte also sein, daß wir vom Regen überrascht werden und eine Rückkehr mit dem Kraftwagen unmöglich ist, weil die Straßen in der Regenzeit unbefahrbar sind, und das Auto im Schlamm steckenbleibt. In diesem Fall müßten wir unser ganzes Gepäck zur nächsten Bahnstation tragen und mit der sehr primitiven Eisenbahn nach Arusha zurückkehren. Wir wollen in den nächsten Tagen noch mit den englischen Wildschutzbehörden verhandeln und hoffen, dabei auch zu erfahren, wie groß die Aussicht ist, in diesem Gebiet auf Schimpansen zu treffen. Von dieser Aussprache wird es abhängen, ob wir diese Reise machen.

Wir schreiben den 13. Oktober. Der Tag begann mit dichtem Nebel. Später lugte nur hin und wieder einmal die Sonne zwischen den Wolken hindurch. Die Guerezaaffen saßen heute in den Vormittagsstunden besonders günstig. Ich baute deshalb die Filmkamera auf und hoffte, daß die Sonne doch einmal eine größere Lücke in der Wolkendecke finden möchte. Aber ich hoffte vergeblich. Unverrichteter Dinge kehrten wir gegen Mittag aus den Urwäldern zurück.

Nach dem Mittagessen sind wir mit Rolf auf Fischjagd gegangen. Rolf ist ein ausgezeichneter Schütze. Er schießt die Fische mit Kleinkaliber und jeder Schuß ist ein Treffer. Sein bester Fährtensucher, Hamissi, begleitet uns. Ich beneide den Neger um seine scharfen Augen. Jeden Buschbock, und ist er auch noch so weit entfernt, kann er mit bloßem Auge erkennen. Hamissi ist Mohammedaner. Er hat einen Fisch, der vor einigen Tagen gestorben ist, gefunden und nimmt ihn mit nach Hause. Fische brauchen nicht geschächtet zu werden. Daß die Beute schon etwas alt und angegangen ist, stört ihn nicht. Ein Negermagen verträgt alles. Ich habe die Zeit am See benutzt, um Wasservögel aufzunehmen. Kleine, rotfüßige Teichhühner spazieren am Ufer entlang. Ich „schieße“ sie mit der Kamera. Moorenten schwimmen auf dem See, und zwei weißköpfige Seeadler sitzen hoch oben im Wipfel einer Akazie.

Nebenstehendes Bild:

Diesem alten Gesellen begegneten wir auf einer Fahrt durch das Amboseli-Reservat

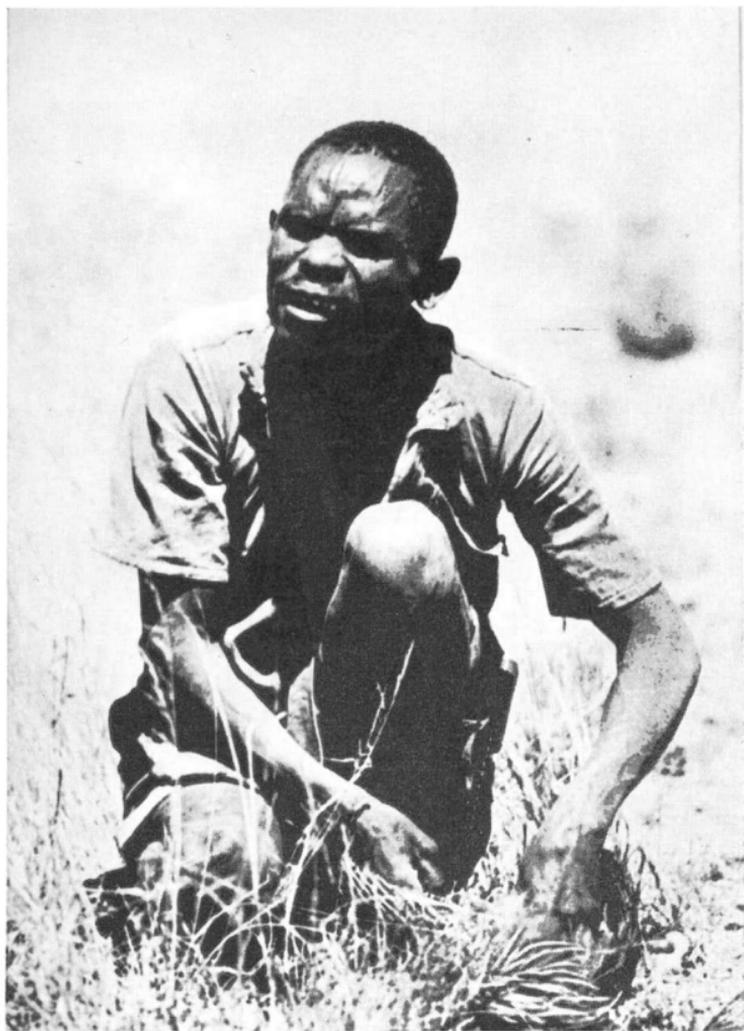


Auch am Seeufer finden wir wieder eine frische Nashornfährte. Es muß auf Momella sehr viele Nashörner geben. Zwei eingeborene Farmarbeiter sind im vergangenen Jahr durch Nashörner schwer verletzt worden. Einer hat mehrere Rippen gebrochen, und der andere mußte über 8 Monate lang mit kompliziertem Oberschenkelbruch im Hospital von Arusha liegen. Trotzdem sind die Neger immer wieder leichtsinnig und laufen schwatzend durch den dichtesten Busch. Hamissi hat keine Angst vor Nashörnern. Nur vor Löwen hat er einen heillosen Respekt. In seiner Jugend mußte er Vieh hüten. Eines Tages sieht er, wie ein Esel auf eine Kuh springt. Schnell läuft er hin, um dem Esel mit seinem Stock einen Schlag zu versetzen, stellt aber plötzlich fest, daß der vermeintliche Esel ein Löwe ist. Zu Tode erschrocken rennt er davon. Aber auch der Löwe ist durch diesen Angriff des Knaben so verwirrt, daß auch er das Weite sucht. Dieser Schreck steckt Hamissi heute noch in den Gliedern. Hamissi ist keine Schönheit. Für unsere Begriffe ist er sogar häßlich zu nennen. Er hat eine niedrige, faltige Stirn, eine breitgedrückte Sattelnase und ein stark hervorgescho-benes Gebiß, das einem Neandertaler alle Ehre machen würde. Aber er ist freundlich und vor allem zuverlässig. Seine Leidenschaft ist die Jagd. Daß wir uns nur um Bilder zu machen an die Tiere heranschleichen, ist ihm unverständlich. Wahrscheinlich hält er uns für verrückt.

Momella, den 17. Oktober 1956

Wir wollen zum Akazienberg. Rolf Trappe vermutet, daß die Elefanten, die schon seit Tagen in unserer Nähe sind, dorthin wanderten. Wir nehmen unsere beiden Kameras, die Teleobjektive und das Fernglas, gehen aus unserem Zimmer und haben – klacks – einen weißen Fleck auf der Jacke. Das stammt von der Schwalbenmama, die in dem Nest über der Tür drei Gelbschnäbel füttert. Wenn das kein Glück bedeutet! Wir klettern in den Landrover und fahren zum Fuße des Akazienberges. Dort ist Mommellas Rinderkral. Eingezäunt von Dornenbuschhecken zum Schutze gegen Löwe und Leopard steht das bunte Vieh in der Abendsonne. Es ist Melkzeit. Einigen Kühen sind die Hinterbeine mit Schlingpflanzen zusammengebunden worden. Unter den Kühen hocken sparsam bekleidete Eingeborene und melken die Milch in irdene Gefäße. Während von der einen Seite der Neger die Milch aus dem Euter knetet, nuckelt das Kälbchen von der anderen Seite und sichert sich so seinen Teil. Der Anstieg zum Akazienberg ist beschwerlich. Immer wieder rutscht man auf dem trockenen Lavastaub zurück. Wir benutzen wieder einen Wildwechsel. Von diesem zweigen viele andere Wechsel – von Nashörnern und Büffeln angelegt – ab. Es ist ein richtiges Straßennetz. Mit dem Fernglas suchen wir ständig die nähere Umgebung ab. Wir haben allen Grund, vorsichtig zu sein. Seit die Steppe brennt, drängen sich hier Büffel und Nashörner. Sie befinden sich auf fremdem Boden, das macht sie nervös und angriffslustig. Keuchend erreichen wir den Gipfel. In 2000 Meter Höhe ist die Luft etwas dünner, das macht sich bemerkbar. Der herrliche Rundblick, den wir hier haben, entschädigt für die Mühe. Jede Seite des Berges hat einen anderen Landschaftscharakter. Rechts liegt der Meru. Deutlich kann man die Lava-Schutthalden unter seinem Kraterrand erkennen. Weit darunter leuchtet das rote Dach des Farmerhauses. Weiter westlich sehen wir weites Step-penland, am Horizont in grauem Dunst der Longido. Im Norden schaut schon der Bergücken des Kilimandscharo über die Wolken. Direkt unter

uns begrenzen Schirmakazien einen Streifen neuen Waldlandes. Wie eine Schonung sieht es aus. Darin liegen zwei Nashörner. Hamissi hat sie mit bloßem Auge sofort erkannt. Wir müssen erst mit dem Fernglas suchen. Sie liegen nebeneinander in ihren Mulden, den Nashorn-„Betten“, wackeln mit den Ohren und dem kleinen, borstigen „Schwänzchen“. Nashörner sind faul. Die Sonne brennt schon lange nicht mehr, aber sie ruhen noch immer und genießen den Abend. Am Rande des Akazienwäldchens gehen einige Madenhacker hoch. Gewiß liegt auch dort ein Nashorn. Von Elefanten ist nichts zu hören und zu sehen. In der Ferne brennt die Steppe. Rolf hat 5 Neger hingeschickt, damit sie das Feuer eindämmen. Hamissi sagt: „Du hast Leute zum Feuer geschickt. Sie sollen löschen, aber sie sitzen auf dem Hügel und schauen dem Feuer zu.“ Und wirklich, mit dem Fernglas sieht



Hamissi, unser  
treuer Begleiter  
auf den Safaris

man die 5 Neger, die sich gegen das Feuer abzeichnen. Hamissi hat ein wunderbares Sehvermögen. Er ist häßlich, aber gewissenhaft und tüchtig. Trotz seines benachteiligten Äußeren ist er bei den schwarzen Damen beliebt und begehrt.

Wir gehen weiter auf Suche nach den Elefanten und verlassen den Hügel. „Nyoka!“ ruft Hamissi – eine Schlange. Umsonst, daß Wolfgang erklärt, sie sei harmlos. Der Neger hat ihr schon den Kopf zerquetscht. Sie windet sich und bleibt dann still im Staube liegen. Arme kleine Schlange! Sie hatte sich gerade gehäutet. Die alte Haut liegt neben ihr. Neger und Europäer in Afrika hassen die Schlangen. Sie wissen, daß man durch den Biß einer gefährlichen Giftschlange in kurzer Zeit tot sein kann. Deshalb erschlagen sie jede Schlange, die ihnen in den Weg läuft.



Die Neugeborenen der Guereza-  
affen sind weiß  
(Aus: Johnson  
„Babuna“)

Es dämmert schon, als wir auf der Farm ankommen. Halinka, Rolfs Frau, steht vor dem Haus. „Kommst schnell“, ruft sie ungeduldig, „die Elefanten sind hinter dem Pferdestall“. Wir legen die Kameras ab, denn zum Fotografieren ist es schon zu dunkel. Nur das Fernglas, ein lichtstarkes Nachtglas von Zeiss, nehmen wir mit. Bald stehen wir wieder auf dem Felsblock, von dem aus wir vor wenigen Tagen die Löwin beobachteten. Zu sehen ist von den grauen Riesen vorläufig noch nichts, aber man hört sie. Holz splittert und kracht, Blätter rascheln, und dazwischen hören wir die Magergeräusche der Elefanten. Aufmerksam suchen wir den Waldsaum mit unseren Ferngläsern ab. In einem der Bäume sitzt eine Guerezaäffin mit einem Baby im Arm. Sie schaut nach unten. Vielleicht sieht sie die Elefanten. 50 Meter vor uns bewegt sich im Gebüsch eine graue Masse. Es ist ein Nashorn. Deutlich kann man die beiden Hörner erkennen. Am Hang entdecken wir in größerer Entfernung ein zweites Nashorn. Es läuft zum Bach. Dicht neben dem ersten steht ein Buschbock. Über uns kreisen zwei Augur-Bussarde. Plötzlich ein Trompetenstoß! Eine große Staubwolke steigt auf. Zwei Elefanten sind aus dem Urwald getreten. Zwei massige Schädel erkennt man vom Staub halb verhüllt, gelbschimmerndes Elfenbein und zwei Rüssel, die sich gegenseitig umgreifen. Ob sie miteinander spielen? Sie stellen ihre breiten Ohren ab, gehen einen Schritt zurück und stoßen zu. Die beiden Schädel prallen aufeinander – Elfenbein schlägt auf Elfenbein. Dann ist es wieder still. Wieder rennen sie gegeneinander. Die Herde frißt ruhig weiter. Es ist schon finster. Wir nehmen nur noch Geräusche war. Langsam gehen wir nach Hause. Ein Regenpfeifer kündigt Regen an. Eine Nachtschwalbe schreit. Wir setzen uns auf die Treppe vor dem Haus und lauschen. Fledermäuse huschen an unseren Köpfen vorbei. Der Mond steht am Himmel. Er sieht anders aus als in Deutschland. Ein zunehmender Mond, dem die untere Hälfte fehlt. Tief im Walde klagt ein Tier. Es ist der Galago, ein Halbaffe. Sein Ruf klingt wie das Weinen eines Kindes. Die Eingeborenen nennen ihn deshalb „Busch-Baby“. Später hören wir eine Hyäne.

Unser Lager besteht aus einem Zelt für meinen Mann und mich, einem Zelt für Rolf und einer Feuerstelle.

Über unser Zelt, dessen Eingang ein Moskitoschleier abschließt, ist ein Sonnensegel gespannt. Es ragt über das eigentliche Zelt hinaus und bietet zugleich Sonnen- und Regenschutz. Darunter steht auch der kleine Tisch mit den Feldstühlen, an dem wir unsere Mahlzeiten einnehmen und abends, beim Licht der Petroleumlampe, mit Rolf unsere Tiererlebnisse austauschen, Briefe schreiben, Tagebuch führen oder nur in die Nacht hinaus lauschen: auf das Wiehern der Zebras, das Grunzen der Gnus, das Brüllen der Flußpferde, das Heulen der Hyäne und den dunklen Ruf der Nachtschwalbe. Gestern abend „weinte“ ein Busch-Baby in der Nähe unseres Zeltes. Wir leuchteten den nächsten Baum mit einer Taschenlampe ab und bekamen den kleinen Halbaffen in unseren Lichtkegel. Dieses kaum handtellergroße Tierchen mit dem langen dünnen Schwanz, den Fledermausohren und den riesigen Augen saß in einer Astgabel und schaute uns neugierig an. Dann lief es flink davon und sprang mit einem Satz in die nächste Schirmakazie, ein Sprung von mindestens drei Meter Weite. Leider verloren wir den Zwerggalago dann aus unseren Augen.

Von „Tumbo“, unserem beliebten Koch, habe ich gelernt, unter einfachsten Voraussetzungen zu kochen. Man sammelt trockenes Holz, macht Feuer an,

setzt darüber ein Drahtgestell und holt in einem Segeltuicheimer Wasser aus dem Bach. Aus den mitgenommenen Lebensmitteln kann man eine Mahlzeit kochen, wie man sie auf einem modernen Küchenherd nicht besser zubereiten könnte. Es schmeckt zwar etwas nach Rauch, aber das schmeckt man nur, wenn man nicht hungrig ist. —

Jeden Morgen um 6 Uhr kommt der Boy in das Zelt und weckt uns mit einem Glas heißen Tee. Man würde gern noch weiterschlafen, denn jetzt ist es angenehm kühl. Aber Morgenstunde hat auch in Afrika Gold im Munde. Wenn man den Vormittag nicht nützt, lohnt es erst am Spätnachmittag wieder, auf Pirsch zu gehen.

Heute will Rolf eine Thomsongazelle für die Küche schießen. Wir fahren weit hinaus auf den ausgetrockneten See, um durch den Schuß nicht die Herden in der Nähe des Lagers zu vergrämen. Aus einer Gruppe von drei Thomsongazellen wählt Rolf den Bock aus. Er legt an, schießt und im gleichen Augenblick bricht das Tier zusammen.

Hamissi läuft zu der Gazelle und schächtet das tote Tier. Er ist Mohammedaner und ißt deshalb nur Fleisch von geschächteten Tieren. Rolf erzählt uns von einer Ausnahme: Er war einige Wochen auf Safari in einem Jagdschutzgebiet. Hamissi begleitete ihn. Weil es dort verboten war, zu jagen, gab es für Hamissi keine Möglichkeit, Fleisch von geschächteten Tieren zu essen. Verdrossen löffelte er Tag für Tag seine Bohnensuppe, bis Rolf eines Nachts durch ein Geräusch erwachte. Er sah, wie Hamissi mit einem großen Messer vom Vorratsort ging und sich eine dicke Scheibe Dauerwurst abschnitt. Sofort stellte Rolf ihn zur Rede: „Hat es dir Mohammed nicht verboten, Wurst von ungeschächteten Tieren zu essen?“ „Ich weiß“, entgegnete Hamissi, „aber wenn man fast tot ist vor Hunger darf man“.

Wir fahren die Thomsongazelle zum Lager. Tumbo weidet sie aus und bringt die Abfälle zu einer kleinen Lichtung neben unserem Zelt. Ein Marabu, der sich immer in der Nähe unseres Lagerplatzes aufhält, stelzt langsam heran. Wolfgang hat schon den Filmapparat aufgestellt. Bald finden sich zwei weitere Marabus ein, und innerhalb einer Viertelstunde kommen noch 13 Geier dazu. Wolfgang unterscheidet afrikanische Gänsegeier und Kappengeier. Sie streiten sich um die besten Brocken, während die Marabus Stück für Stück hinunterschlucken. Bald ist alles aufgefressen. Die Marabus stehen träge, mit eingezogenen Köpfen da. Die Geier sitzen in der Sonne und haben die Flügel weit gespreizt. Es ist drückend heiß. —

Beim Mittagessen besprechen wir, welche Tiere wir am Nachmittag aufsuchen wollen, als plötzlich eine breite Staubwolke über die Steppe rast. Noch ist es in unserer Umgebung völlig windstill, aber schon wenige Sekunden später hat uns der Sturm erreicht. Er bläht das Zelt auf, die Seile spannen sich und die Leinwand knallt. Plötzlich ruft Rolf: „Schnell, kommt aus dem Zelt heraus!“ Im gleichen Augenblick hören wir ein lautes, dumpfes Geräusch. Holz splittert. Eine große Schirmmakazie ist nicht weit von unserem Lagerplatz vom Sturm umgeworfen worden. Es blitzt und donnert. Regen rauscht hernieder. Wir rennen zum Auto, um uns dort vor dem Unwetter zu schützen. Es dauert nicht lange. In einer Viertelstunde scheint wieder die Sonne. Ein Regenbogen spannt sich über den Horizont. Die Luft ist frisch und rein. Rolfs Zelt ist vom Sturm niedergerissen worden. Die Boys richten es wieder auf, straffen die Seile und hängen Rolfs Decken zum Trocknen auf. Dann fahren wir zu den Giraffen.



Die lange Zunge der Giraffe ist beweglich wie eine Hand

Seit 14 Tagen haben wir nichts von der Welt gehört. Auf Momella finden wir eine Zeitung. Ein langer Bericht befaßt sich mit dem Schutz des Wildes in Ostafrika. 600 Elefanten sind im Zeitraum eines Jahres im Tsavo-National-Park und seiner Umgebung gewildert worden. Der Tsavo-Park ist durch seine Elefanten bekannt. Die Wilderer schmuggeln das Elfenbein zur nahen Küste und verkaufen es mit gutem Gewinn. Außerdem werden die Elefanten im Tsavo-Park durch die Tätigkeit der Wilddiebe vergrämt, wandern ab, geraten in das dichtbesiedelte Farmgelände am Fuße des Kilimandscharo und müssen dort von den Wildhütern erlegt werden, weil sie in den Pflanzungen großen Schaden anrichten. In Zukunft sollen Hubschrauber eingesetzt werden, um dem Unwesen der Wilddieberei ein Ende zu bereiten, denn in dem dichten Busch können sich die Wilderer gut verbergen und der Nachstellung durch die Wildhüter entziehen.

Ich muß mich zum ersten Mal in meinem Leben als Friseur betätigen und Ursula die Haare schneiden. Entgegen aller Befürchtungen gelingt mir das „Werk“ sehr gut.

Heute haben wir das Glück gehabt, den Bienenfresser, einen kleinen insektenfressenden Vogel mit grünem Gefieder und einem gelben „Vorhemdchen“ aus geringer Entfernung zu filmen und zu fotografieren. Derartige Aufnahmen sind viel schwieriger als das Fotografieren von Elefanten und Löwen. Weil diese Vögel sehr klein sind, muß man versuchen, nahe an sie heranzukommen, wenn man gute Bilder erhalten will. Wir hatten festgestellt, daß der Bienenfresser vier bevorzugte Sträucher hat, auf denen er sich immer wieder niederläßt. Auf den Sträuchern hat er bestimmte Zweige, die er anfliegt. Drei dieser Sträucher benutzte er, um nach einem gelungenen Jagdflug seine Beute zu verzehren. Der vierte Strauch ist der Startplatz für den Badeflug. Er schnellte über den Tümpel dahin und taucht dabei bis zu den Flügeln in das Wasser ein. Dann fliegt er zum Strauch und putzt sich das nasse Gefieder. Solche Badeflüge unternimmt er jeden Morgen etwa sieben Mal. Ich versteckte mich mit meiner Filmkamera wenige Meter von einem der „Beuteverzehrsträucher“ entfernt und stellte mein Teleobjektiv auf den Zweig ein, den mein Bienenfresser als Lieblingsplatz auserkoren hat. Nach jedem Abflug rückte ich die Kamera ein kleines Stück näher heran. Schließlich hatte ich die richtige Aufnahmeentfernung erreicht. Jetzt aber bevorzugte der Bienenfresser seinen „Badestrauch“ und machte vorerst ausgiebig Toilette. Ich mußte geduldig warten, bis er sein Bad beendet hatte. Die Sonne brannte hernieder. Endlich kam er auf den erwünschten Ast geflogen. Die Kamera surrte. Er hatte im Flug einen Schmetterling erhascht und verspeiste ihn nun gemächlich. Dann rieb er seinen langen, spitzen, leicht gebogenen Schnabel an dem Zweig, auf dem er saß und trat einen neuen Jagdflug an. Diesmal aber suchte er sich einen anderen Strauch zum Verspeisen seiner Beute aus. Ich mußte wieder warten. So ging das zwei Stunden lang. Es war eine Qual, in der Gluthitze stehen zu müssen und sich kaum bewegen zu dürfen, denn ich wollte den Bienenfresser nicht vergrämen. Als er wieder zu meinem Strauch geflogen kam, brachte er einen Artgenossen mit. Ich hielt die Szene im Film fest. Nun fehlte mir noch eine Zeitlupenaufnahme des Abfluges. Ich stellte die Kamera auf 64 Umdrehungen ein, und während ich filmte, mußte Ursula den Vogel verscheuchen. So erhielt ich den Abflug zum gewünschten Moment. Nachdem ich die Filmaufnahmen beendet hatte, machte ich noch 40 Farbaufnahmen mit der Kleinbildkamera von dem schönen Vogel.

Aber noch andere gefiederte Vertreter der ostafrikanischen Tierwelt stehen auf meiner Liste. Darunter sind auch die Honigvögel, die Nektarinen. Kleinbildaufnahmen hatte ich von diesen „afrikanischen Kolibris“, wie die Honigvögel auch genannt werden, weil sie wie die echten amerikanischen Kolibris sehr klein sind, ein schillerndes Gefieder und einen langen, dünnen Schnabel haben, den sie in den Blütenkelch stecken, bereits auf der Reise von Nairobi nach Arusha in Namanga gemacht. Filmaufnahmen aber fehlten mir von diesen interessanten Vögeln noch. Seit einigen Tagen blühen die Jacaranta-Bäume auf der Farm. Die Zweige sind von lila gefärbten Blüten übersät. An blühende Fliederbüsche erinnern die Jacarantabäume. Dort ist der Tisch für die Nektarinen reichlich gedeckt. Ich muß die günstige Gelegenheit benutzen, um die kleinen fliegenden Edelsteine zu filmen, denn bald werden die Blüten welken und die Vögel werden andere, mir unbekanntere Nahrungsquellen aufsuchen. Kurz nach Sonnenaufgang baue ich die Filmkamera vor einer Jacaranta auf. Da die meisten Nektari-

nen nicht größer als ein Zaunkönig werden, bin ich gezwungen, das längste Teleobjektiv zu benutzen. Die Tiefenschärfe ist bei diesen Objektiven mit langen Brennweiten sehr gering. Ich muß also bei jeder neuen Einstellung auch immer wieder die Schärfe korrigieren. Habe ich die Scharfeinstellung vorgenommen, so ist meist der kleine unruhevolle Vogel, den ich anvisiert habe, zu einer anderen Blüte geflogen, und ich muß wieder von vorn beginnen. Zwei verschiedene Arten von Nektarinen finden sich in den Jacaranta-Bäumen ein. Die kleinere Art hat smaragdgrün schillernde Flügeldecken, eine dunkelblaue Kehle und einen orangegelben Bauch, während die größere Art dunkelgrünes bis violette, ebenfalls schillerndes Gefieder hat und sich durch eine lange, den Schwanz weit überragende Feder auszeichnet. Auch das dazugehörige, bei weitem unscheinbarer gefärbte gelbgrüne Weibchen ist da. Dieses emsige kleine Völkchen ist untereinander sehr unverträglich. Kommen zufällig zwei Vögel, und seien sie auch von der gleichen Art, zu demselben Zweig, so vertreiben sie sich gegenseitig unter heftigem Gezwitscher. Man traut den winzigen Vögeln diese laute Stimme gar nicht zu. Hoffentlich gibt mein Farbfilm diese herrlichen Farben, die bei jeder Bewegung des Vogels in der Sonne schillern, genauso wieder, wie ich sie im Sucher sehe. Tief tauchen die Nektarinen ihren langen, spitzen Schnabel in die Blütenkelche, verharren einen kurzen Augenblick in dieser Haltung und nehmen sich sofort wieder eine andere Blüte vor. Dabei stehen sie nicht wie die echten Kolibris im Schwirrflug vor der Blüte, sondern sitzen auf dem Zweig. Es ist nicht einfach, die Honigvögel in den Sucher der Kamera zu bekommen, denn meist sind sie von Blüten verdeckt. Wieder brennt die Sonne auf mich hernieder. Ich muß meine Augen hin und wieder ausruhen, denn das gleißende Licht und die grellen Farben der Blüten strengen die Augen sehr an. Ich knie hinter dem Stativ der Kamera, denn ich muß im steilen Winkel nach oben filmen. Mir schlafen die Beine ein. Die Knie zittern, und der Schweiß läuft mir am Körper herunter. Völlig erschöpft beende ich gegen Mittag die Aufnahmen.

Wenn ich mir Sonne wünsche, um gute Aufnahmen machen zu können, wünscht sich der Farmer Regen, damit sein Kaffee, seine Bohnen und der vor wenigen Tagen gesäte Mais gut wachsen. Man sollte Afrika — zumindest Ostafrika — nicht als Sonnenland bezeichnen. Wenn es auch selten regnet und meist nur wenig, so ist doch der Himmel oft von Wolken bedeckt. Das war im vergangenen Jahr im Juni und Juli so und ist auch in diesem Jahr seit Oktober so. Scheint die Sonne, dann sehen wir selten Wild oder nur weit entfernt. Hat sich die Sonne hinter Wolken versteckt, dann kommen die Nashörner bis auf wenige Meter an uns heran. Gestern waren wir am „See der toten Bäume“. Dort sahen wir drei Nashörner. Ein starker Bulle mit kräftigem Horn spazierte am Ufer entlang, watete in das Wasser hinein, stillte seinen Durst und trottete dann am Ufer weiter, direkt auf uns zu. Der Wind stand gut. Er wehte schräg auf uns zu. Das Nashorn konnte von uns keine Witterung bekommen. Aber dicke schwarze Wolken schoben sich vor die Sonne, und der Zeiger des Belichtungsmessers schlug nur wenig aus. Ich hätte „aus der Haut fahren“ können. Noch wenige Minuten vorher schien die Sonne. Ich fotografierte trotzdem. Plötzlich blieb der Nashornbulle stehen und lauschte. Er hatte das Anschlagen des Filmtransporthebels meiner Kamera gehört. Minutenlang stand er und rührte kein Glied. Nur

die Ohren bewegten sich und versuchten, jedes Geräusch aufzufangen. Als er nichts Verdächtiges hörte, zog er beruhigt weiter. Jetzt aber befahl Rolf, den Rückzug anzutreten, denn das Nashorn kam immer näher, und es konnte nur noch Minuten dauern, bis es von uns Wind bekam. Wir zogen uns zurück.

Ähnlich ging es mir mit den Guerezaaffen. Scheint die Sonne, so lassen mich die kleinen, schwarzen Teufel nicht an ihren Baum herankommen, sondern ergreifen voreilig die Flucht. Ist es trübe, dann kümmerst sie es nicht, wenn ich unmittelbar unter dem Futterbaum stehe. Heute hatte ich einen günstigen Standort. Die Affen saßen auf einem von der Sonne beschienenen Baum, und dahinter lag im Schatten die dunkle Krone eines anderen Urwaldriesen. Die Tiere hoben sich deutlich von ihrem Hintergrund ab. Sie schauten mir interessiert zu, wie ich meine Filmkamera aufbaute, die Scharfeinstellung vornahm und das Stativ auf dem unebenen Urwaldboden in die richtige Lage brachte. Als ich endlich bereit war, die ersten Meter Film ablaufen zu lassen, schnaufte es hinter mir im Dickicht und Zweige krachten. Ich wußte sehr gut, wer so geräuschvoll durch den Wald spazierte, denn ich hatte auf dem Weg zum Affenbaum ganz frische Büffellose gesehen. Sie dampfte noch, so frisch war sie. Auf eine solche Begegnung legte ich keinen Wert. Ich nahm also Kamera und Stativ, warf noch einen bedauernden Blick auf meine Guerezaaffen und zog ab. Auch derartige Zwischenfälle gehören zu den kleinen Ärgernissen.

Seitdem es auf Momella geregnet hat – das ist schon Tage her und war kaum der Rede wert – haben sich die Dudus, so werden die Insekten in der Kisuaheli-Sprache genannt, stark vermehrt. Besonders lästig sind die kleinen Stechfliegen, kaum größer als eine Stecknadelkuppe. Zu Tausenden fallen sie über uns her und saugen unser Blut. Von der Akazie, in deren Schatten wir am Seeufer sitzen, lassen sich Zecken herabfallen, Zecken in allen Größen. Die kleinsten dieser Quälgeister haben die Größe der Spinnen, die sich an ihren Fäden hängend im Herbst vom Wind durch die Luft tragen lassen. Altweibersommer wird diese Erscheinung genannt, und die größten Zecken haben einen Leib, der einer Linse ähnelt und bis zu Bohnengröße anschwellen kann. Ursulas Blut liegt wahrscheinlich ganz in der Geschmacksrichtung dieser Spinnentiere, denn sie starten auf Ursula immer Großangriffe. Mindestens ebenso unangenehm ist der Biß der Ameisen, die überall zu finden sind, am See, im Auto und manchmal auch im Bett. Die kleinen Wunden, die uns die Tsetse-Fliegen am Manyarasee beigebracht haben, heilen nicht, denn abends beginnen sie zu jucken, und im Schlaf kratzt man sie immer wieder auf. Auch die Insekten gehören zu den kleinen Ärgernissen des schwarzen Erdteiles.

Wir haben Insekten gefilmt. Seit Beginn der kleinen Regenzeit sind überall in der Steppe, wo die Büffel ihre Losung abgesetzt haben, Pillendreher zu finden. Diese Käfer, die mit unseren Mistkäfern verwandt sind, drehen aus dem Kot der Büffel große Kugeln. Wir haben sie bei ihrer Arbeit beobachtet. Laut summend kommen sie angeflogen und landen auf dem Büffelmist. Dann beginnen sie sofort mit ihrem, kleinen Grabschaufeln ähnlichen, ersten Beinpaar und mit dem breiten Kopfschild von dem Kothaufen ein rundes Stück abzugraben. Dann kleben sie mit den Beinen kleine Kotklümpchen an, bis das Gebilde Kugelgestalt annimmt. Nun machen die Pillendreher einen Kopfstand, fassen mit dem dritten Beinpaar die Kugel und ziehen oder schieben sie von dem Kothaufen herab.

Dann wird die Kugel im Staub gewälzt und dadurch gefestigt. Neue Kotklümpchen werden angeklebt, bis die Kugel doppelt, ja dreifach so groß ist wie der Pillendreher selbst. Landet ein anderer Artgenosse auf einem solchen Arbeitsplatz, so wird er von dem dort bereits tätigen Käfer gepackt und in großem Bogen durch die Luft geworfen. Der Kampf erinnert an ein Freistilringen. Wenn die Kugel fertig ist, wird sie vom Pillendreher zu einer Stelle gerollt, die besonders lockeres Erdreich hat. Schnell gräbt sich nun der Pillendreher ein, und in wenigen Minuten verschwinden Käfer und Kugel unter der Erde. Die Kugel wird zur Vorratskammer für die aus den Eiern kriechenden Larven, für die Nachkommen des Pillendrehers. Verwandte des Pillendrehers kommen abends in den Schein der Petroleumlampe geflogen. Sie tragen Hörner auf dem Kopf und zirpen laut, wenn man sie festhält.

Zu den kleinen Ärgernissen gehören auch die mit tausend Widerhaken versehenen Samen der Steppenpflanzen. Sie hängen sich an Strümpfe und Hosen, stechen und kratzen, während die Dornen der Sträucher die Haut aufreißen. Wenn man sich irgendwo niedersetzt, muß man nicht nur untersuchen, ob Schlangen, Skorpione oder Ameisen in der Nähe sind, sondern auch, ob von der Akazie, die dem Beobachtungsplatz Schatten bietet, dornenbewehrte Zweige herabgefallen sind und sich im Gras verbergen. Diese Vorsichtsmaßnahmen lernt man sehr bald sorgfältig einhalten, nachdem man sich in einen solchen Dorn gesetzt hat.

Und schließlich sei noch der Staub erwähnt. Lavaboden ist Staubboden. Mit jedem Schritt und jeder Umdrehung eines Autorades wird der Staub aufgewirbelt. Er setzt sich in die Nase und erzeugt einen Niesreiz, er klebt auf der schwitzenden Haut und juckt, er gerät in die Augen und führt zu Entzündungen der Lider. Wenn man, um Perlhühner zu fotografieren, über ein Feld läuft, so sinkt man bis über die Knöchel in den mehligem, dunkelbraunen Staub ein. Die Schuhe füllen sich mit dem Staub und wenn man Pech hat, fängt man auch bei der Gelegenheit Sandflöhe ein, die sich unter dem Zehennagel in die Haut bohren und dort ihre Eier ablegen.

Zu den Abbildungen:

Erste Umschlagseite: Der Rotfeuerfisch gehört zur Familie der Drachenköpfe und bewohnt die Küstengewässer des Indopazifischen Ozeans. Auffallend sind seine mit Stacheln bewehrten Flossen. Die Stacheln der Rückenflosse tragen Giftdrüsen, deren Gift dem der Kobra ähnlich sein muß, denn seine gefährliche Wirkung kann mit demselben Serum bekämpft werden, das auch zur Behandlung bei Kobrabiß verwendet wird. Die Nahrung besteht vorwiegend aus kleinen Fischen.

Vierte Umschlagseite: Der Tur gehört zu den Steinböcken des Kaukasus. Seine Brunstzeit liegt im Januar, die Setzzeit im Juni. Erst nach dem zweiten Weltkrieg sind Ture in größerer Zahl durch die Sowjetunion gefangen und in Zoologische Gärten gebracht worden. Entsprechend seines Vorkommens ernährt sich der Tur von alpinen Kräutern, Flechten und Sträuchern.

Seite 14 und 15: Die Wunden, die sich Birka bei ihrem Sturz in den Ab-sperrgraben zugezogen hatte, heilten nicht. Ihr Zustand verschlechterte sich von Monat zu Monat, so daß sie schließlich nach fünf Monaten mit einer großen Dosis Morphinum eingeschläfert werden mußte. Ihre Schmerzen wären unerträglich geworden und eine Aussicht auf Heilung bestand nicht mehr.

Seite 24: Die Guerezas oder Colobusaffen bewohnen in verschiedenen Arten die Bergwälder Ostafrikas und Abessinien. Aber auch in Westafrika sind Colobusaffen zu finden, die aber bedeutend dünnere, weiße Schulterbehänge tragen als ihre ostafrikanischen Verwandten. Sie ernähren sich fast ausschließlich von Blättern. Ihr Territorium markieren sie durch ihren eigentümlichen, quarrenden Gesang und durch „Winken“ mit den weißen Schwanzhaaren und Schulterbehängen. Sie leben in Horden von durchschnittlich acht bis fünfzehn Tieren. Ihr Fell wurde vor dem ersten Weltkrieg von Kürschnern häufig verarbeitet. Heute sind sie geschützt.

